

Pflegestudierende FH im letzten Semester reflektieren ihren Einsatz in der Corona-Krise

«Ins kalte Wasser geworfen»

Studierende der Fachhochschule Gesundheit Waadt (HESAV) im letzten Semester schildern ihren Einsatz in der Covid-Pandemie. Ob im Spital oder Pflegeheim: man arbeitet in 12-Stunden-Schichten in einem aussergewöhnlichen Kontext. Es geht aber auch darum, seinen Platz als Pflegefachperson zu finden.

Text: Wassim Jerbia, Téa Leresche, Estelle Sauty, Louise Schlaefli, Manon Sieber, Fleur Valterio, Annick Anchisi

Das Frühling 2020 ist ein Wendepunkt. In kürzester Zeit versetzt uns die Covid-19-Krise in eine aussergewöhnliche berufliche Realität. Wir lernen neue Handgriffe, mit Unsicherheiten umzugehen, Wissen und Fähigkeiten zu mobilisieren, wir passen uns an den neuen Alltag an, sind Pflegefachfrau, Pflegefachman, früher als geplant.

Logisches Engagement

Der Aufruf unserer Schule verursacht wenig Aufregung. Logisch engagieren wird uns, es ist die Konkretisierung unserer Aufgabe: Der Einsatz für die Bevölkerung. Kaum im Einsatz, werden wir ins kalte Wasser geworfen. Es stellt sich die Frage: Sind wir der Aufgabe gewachsen? Wir erleben, wie es ist, in die Rolle der Diplomierten zu schlüpfen, die wir anstreben, vor der wir aber gleichzeitig Respekt haben. Die Gefühle gehen hoch. Der Zweifel ist da, auch wenn wir von den Betreuenden in der Praxis und von den Lehrpersonen in der Schule begleitet werden. Das bisher be-

kannte Einsatzgebiet ist auf den Kopf gestellt. In den Spitälern werden innerhalb weniger Stunden Pflegedienste verlegt, Patientenströme getrennt und Teams neu zusammengestellt.

In den Pflegeheimen machen wir andere Erfahrungen. Am einschneidendsten ist die Isolation. Von ihren Angehörigen abgeschnitten, fühlen sich die Bewohner trotz aller Bemühungen des Personals manchmal verlassen. Der Einsatz von Kommunikationstechnologien ist nicht immer angemessen, und das Bild auf dem Bildschirm verursacht manchmal Ängste. Dann ist es notwendig, kreativ zu werden. So wird eine Bewohnerin an die Tür ihrer Nachbarin gebracht, damit sie ihr beim Akkordeonspielen zuhören kann. Man versucht, trotz Maske erkannt zu werden. Während man im Spital in die Rolle der Diplomierten schlüpfen muss, geht es im Pflegeheim darum, nicht als Hilfsperson eingesetzt zu werden. Überall müssen wir unseren Platz als Pflegefachpersonen finden.

Am Ball bleiben

Trotz überlangen Tagen mit 12-Stunden-Schichten über mehrere Tage hinweg befinden wir uns in einer Art kollektiver Dynamik, zugunsten der Menschen, die mit allen möglichen Befürchtungen zur Covid-Konsultation kommen. Wir sind da für die Patienten und ihre Angehörigen, für die Bewohnenden und auch für die Teams, die manchmal überfordert sind. Es gibt viele Ungewissheiten: Gehe ich Risiken ein, setze ich meine Lieben einer Gefahr aus? Wie lange wird es dauern? Hat es Auswirkungen auf meinen Abschluss? Kann ich den Job behalten, mit dem ich das Studium finanziere? Die Gedanken überschlagen sich und tragen dazu bei, dass man sich fragt, ob man das alles leisten kann. Wie schaffen wir es, trotzdem durchzuhalten? Da sind vor allem das herzliche und fürsorgliche Team und die Mitstudierenden, die das gleich erleben wie wir. Die Lehrpersonen, die uns unterstützen, die Freunde, die wir aus der Ferne sehen, die aber da sind und uns in ihrer Nachbarschaft applaudieren, die stolze und präzente Familie, die Lieben. Und dann, wenn es möglich ist: sich austoben, Sport treiben, für einen Moment entkommen. Manchmal dominiert die Einsamkeit, wenn man weit weg ist von der Familie oder wenn man der einzige Mensch ist, auf den Bewohner zählen können.

Gestärkte Berufsidentität

Was auch hilft, ist das Wissen und die Kompetenzen, die wir uns angeeignet haben. Man bringt sich ein, man positioniert sich als Fachperson im interprofessionellen Team, man legt seinen Standpunkt dar. Man fühlt sich nützlich, man weiss, dass man jemandem



Adobe Stock

Die grosse Anerkennung für den Einsatz in der Covid-19-Pandemie hat viele Studierende in ihrer Berufswahl bestärkt.

Langes Warten



Leandra Kissling arbeitet als diplomierte Pflegefachfrau HF in einem Akutspital. Diese Kolumne wieder spiegelt ihre persönliche Meinung rund um den Pflegeberuf und das Gesundheitswesen im Allgemeinen.

helfen kann, der leidet, der Angst hat. Wir haben es in der Schule gelernt, wir haben es in den Praktika erlebt, jetzt arbeiten wir ohne Sicherheitsleine und müssen uns den Aufgaben stellen. Und es funktioniert! Es ist auch eine Gelegenheit, die eigenen Stärken zu testen, und zu merken, woran noch gearbeitet werden muss. Es ist eine prägende Erfahrung auf allen Ebenen, in einer realen Situation, ein paar Wochen vor dem eigentlichen Berufeinstieg.

Es braucht echte Anerkennung

Diese Situation hat unsere Entscheidung, Pflegefachperson zu werden, mehr als alles andere bestätigt. Zu keinem Zeitpunkt zweifeln wir. Aber die Covid-19-Krise macht uns auch die Kluft bewusst, die manchmal zwischen den Gesundheitsfachpersonen und der Öffentlichkeit besteht. Plakate reichen nicht aus, damit Hände waschen, Maske tragen, Abstand halten usw. selbstverständlich sind. Das muss gelernt werden und einleuchten. Damit gewinnt die Frage der Aufklärung der Bevölkerung Bedeutung. Wir haben Orientierung gegeben, Fake News dementiert, Halbwissen widerlegt, irrationale Ängste entkräftet. Wir liessen uns nicht durch Irrtümer entmutigen, sondern haben daraus gelernt, um effizienter zu werden. Wir haben der Stimme der Betagten in der Isolation Gehör verschafft, und und und...

Was wir uns wünschen? Wir wollen als eigenständige Fachpersonen anerkannt werden, optimal qualifiziert und unersetzbar. Dass uns applaudiert wurde, hat unser Herz erwärmt. Wir möchten aber, dass die Botschaft weitherum gehört wird, damit sie auch an die Ohren der Politiker gelangt, die für das Gesundheitswesen zuständig sind. Damit unser Beruf endlich seinem Wert entsprechend anerkannt wird.

www.sbk-asi.ch/free4students
www.swissnursingstudents.ch



Profitiere von der
Gratismitgliedschaft für
Studierende bei SNS und SBK!

AutorInnen

Wassim Jerbia, Téa Leresche, Estelle Sauty, Louise Schlaefli, Manon Sieber und **Fleur Valterio**, Studierende im 3. Jahr an der HESAV,
Annick Anchisi, Professorin an der HESAV, annick.anchisi@hesav.ch

13:30 Uhr: Ich betrete meinen überfüllten Bus zur Arbeit. Die wegen des Coronavirus reduzierten Fahrzeiten verunmöglichen die empfohlenen zwei Meter Abstand.

14:00 Uhr: Am Spitaleingang erwartet mich ein Soldat der Armee, dem ich meinen Badge vorweisen muss, um überhaupt das Gebäude betreten zu können.

14:05 Uhr: Ich betrachte in der Garderobe mein Gesicht im Spiegel. Die Hautreizungen und die geröteten Augen sind Folgen der konstanten Maskenpflicht. Ich versuche zu lächeln. Es gelingt mir nicht. Ich setze meine Maske auf. Ich vermisse das Lächeln meiner Kollegen.

15:00 Uhr: Ich arbeite im Covid-Saal. Die schwer demente Frau M. schreit unentwegt aus ihrer Isolations-Koje. Sie kann ihre Situation nicht begreifen. Ich kann nicht ständig zu ihr gehen und sie beruhigen.

17:00 Uhr: Beim Lagern eines Patienten verrutscht der Ärmel meines Schutzkittels ein wenig. Ich denke nicht darüber nach. Ich habe etwas draussen vergessen und rufe nach meinen Kollegen. Sofort stehen sie hilfsbereit da und reichen mir alles, was fehlt. Mein Team ist grossartig.

18:00 Uhr: Ich gönne mir in meiner Pause einen leckeren Fruchtsalat aus dem tollen neuen Essensautomaten, den man uns in Zeiten von Covid geschenkt hat. Nun lächle ich doch ein wenig. Aber ich habe Kopfschmerzen. Unter der Maske trinke ich kaum noch.

20:00 Uhr: Der ebenfalls schwer demente Herr B. hat in seinem Delir versucht, allein das Bett zu verlassen. Er ist dabei auf den Boden gerutscht. Glücklicherweise hat er sich nicht verletzt. Da er an einer Hemiplegie leidet, müssen wir ihn zu viert mit der Schaufelbahre wieder ins Bett mobilisieren. Der Patient berührt meine Arbeitshosen an der Stelle, die vom Schutzkittel nicht mehr bedeckt wird. Ich denke nicht darüber nach.

22:00 Uhr: Ein relativ junger, schwer kranker Patient bedankt sich bei mir für alles, was ich für ihn getan habe. Ich habe ihm lediglich ein paar Medikamente verabreicht, weil ich nicht mehr Zeit hatte. Ich denke an das schlimme Bild seiner Computertomografie und frage mich, ob er sterben wird. Ich spüre ein Ziehen in meiner Brust.

22:30 Uhr: Ich warte lange auf meinen Bus, der einfach nicht kommt. Gleichzeitig warte ich auf das Ende dieses Ausnahmezustands, das noch viel länger nicht zu kommen scheint.